

Nr. 12386. Wien, Dienstag, den 14. Februar 1899

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

14. Februar 1899

1 Musik.

Ed. H. Im Opernhause sind jetzt zwei interessante musikalische Raritäten ausgestellt: „Der Apotheker“ von Joseph Haydn und „Die Opernprobe“ von Lortzing. Ueber beiden schwebt unsichtbar die Gestalt Mozart's. An ihn mußte man unwillkürlich denken bei Haydn und bei Lortzing: Ersterer deutet auf Mozart voraus, Lortzing auf Mozart zurück. Sensation zu machen, uns aufzuregen oder hinzureißen, dafür sind die beiden anspruchslosen Einakter nicht geschaffen, aber als eine freundliche Erholung nach den Gewaltthaten des Nibelungen und der Iliade erscheinen sie eben jetzt zu rechter Stunde. ... Papa Haydn machte den Anfang. Bekanntlich hat die Fürstin Metternich (die Gotterhalte) vor vier Jahren eine einzige Aufführung des „Apothekers“ als Wohlthätigkeits-Vorstellung im Carl-Theater veranlaßt mit den ersten Kräften der Dresdener Hofoper. Weder früher noch später hatte Wiendieses allerliebste Rococo-Singspiel zu hören bekommen. Jugendfrisch fortlebend in seinen Oratorien, Symphonien, Quartetten, gehört Haydn doch als Operncomponist zu den Verschollenen. Zu den unrettbar Verschollenen durfte man sagen, bevor sein „Apotheker“ als überraschende Ausnahme uns eines Besseren belehrte. Dieser feiert nun eine zweite Auferstehung in der praktischen und geschmackvollen Bearbeitung Dr. Hirschfeld's. Director Mahler läßt vor dem „Apotheker“, in Ermanglung einer Ouvertüre, eine Haydn'sche Symphoniespielen, welche den Hörer gleich in die entsprechende musikalische Atmosphäre versetzt. Etwas umständlich vor einem einactigen Singspiel, wurde die Symphonie doch mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. In so vollendet feiner Ausführung bekommt man ja Haydn'sche Symphonien nie und nirgends zu hören, wenn überhaupt. Unter fröhlichem Applaus geht der Vorhang auf. Da stoßen wir gleich auf eine zweite glückliche Neuerung. Zum erstenmale erblicken wir im Orchester ein Pianino, auf welchem Director Mahler die einfachen Recitative begleitet. So war es ehemals Sitte, und eine vernünftige Sitte. Der Capellmeister kann am Clavier sich dem freien, halb gesprochenen Recitativ leichter anschmiegen; der Eintritt des Orchesters wirkt darauf um so kräftiger. Die Handlung des Stückes ist schnell erzählt. Der Apotheker Sempronio ist ein bornirter Alter, der nach Gewohnheit aller Lustspielmänner sich um seine schöne Nichte Grilletta bewirbt. In diesem Unternehmen wird er von zwei jungen Leuten gehindert, die beide in Grilletta verliebt sind. Der Eine, ein reicher Stutzer Namens Volpino, der Andere, Mengone, ein schüchterner Jüngling, der Grilletta zur Liebe als Lehrling bei dem Apotheker eingetreten ist. Diese beiden Nebenbuhler, sowol der begünstigte Mengone als der verschmähte Volpino, benützen die Leichtgläubigkeit des passionirten Zeitungslesers Sempronio zu allerhand eigennützigem Possen. Zuerst erscheinen sie als Notare, um Sempronio's Heiratscontract aufzusetzen, dann spielt Volpino einen tügen Pascha, welcher dem Alten eine Berufung als Hofkisch Apotheker nach Konstantinopel überbringt. Schließlich führt der glückliche Mengone die Braut heim. Diese Handlung, die sich im

Apothekerladen abspielt, entwaffnet uns durch die Anspruchslosigkeit ihrer possenhaften Komik. Die Musik ergötzt durch naive Anmuth und Drolligkeit; man genießt sie überdies als einen historischen Leckerbissen. Glücklicherweise erfunden und von solider Meisterhand ausgeführt, sind insbesondere die Ensemble-Nummern: das Quartett mit den beiden falschen Notaren und die durch einen kleinen Männerchor verstärkte Türkenscene. Von den Arien wirken am frischesten die erste des Mengone und jene Sempronio's. Um die hier gestrichene langwierige G-moll-Arie des mit dem Degen herumfuchtelnden Volpinohaben wir nicht zu trauern; eher wären noch ein und die andere Kürzung, namentlich der sentimentalischen Gesänge, zu befürworten. An der Aufführung würde Haydn seine Freude gehabt haben, so dringend er in seiner Bescheidenheit sich dagegen auch gewehrt hat, daß seine für das fürstliche Haustheater in Esterhaz berechneten Singspiele auf große Bühnen verpflanzt würden. Den alten Apotheker gibt Herr voll Hesch drastischer Komik, gleich trefflich in Spiel und Gesang. Der böhmisch-deutsche Anklang seiner Aussprache, der in ernsten Rollen mitunter auffällt, stört nicht in der Posse. Einen glänzenden Schmuck besitzt die Vorstellung in Fräulein (Michalek Grilletta) und Herrn (Schrödter Mengone). Den Gecken Volpinogibt Fräulein ganz gut. Pohlner Gern würdigen wir das Verdienst Director Mahler's um diese anscheinend so leichte kleine Oper, deren Styl dem heutigen Künstlerpersonal ja ganz fremd geworden ist.

einactige komische Oper „Lortzing's“ lehnt sich an ein längst vergessenes Lustspiel von Die Opernprobe Jünger, „Die Comödie aus dem Stegreif“. Schon das Libretto weist auf den Zusammenhang mit einer vergangenen Zeit: sein Haupteffect beruht, wie im „Apotheker“, auf dem Spaß mit Verkleidungen. Ein flotter junger Baron Adolph Reinthal hat sich heimlich aus dem Hause seines Onkels entfernt, um einer von diesem geplanten Convenienz-Heirat zu entgehen. Von seinem Diener Johann begleitet, kommt er in die Nähe eines gräflichen Schlosses, dessen Besitzer ein Musik- und Theaternarr ist. Das ganze Haus bis zum Küchenjungen herab musicirt. Baron Adolph und sein Diener Johann haben als reisende Sänger sich Einlaß ins Schloß erwirkt und sollen in der bevorstehenden Opernprobe mitwirken. Kaum hat diese begonnen, als plötzlich der alte Baron-Onkel ankommt. Adolph stürzt ihm zu Füßen, um Vergebung bittend, und erfährt, daß die ihm zugedachte Braut keine andere ist, als die junge hübsche Comtesse, die bereits sein Herz erobert hat. So endet die unterbrochene Opernprobe mit einem Verlobungsschmaus und allgemeiner Zufriedenheit. Auch des Publicums, können wir beifügen. Die einfache Handlung ist geschickt geführt und mit manchem guten Scherz ausgestattet. Einige Kürzungen in dem allzu geschwätzigem Dialog dürften vielleicht nicht schaden. Die Musik ist echter, unverfälschter Lortzing, wenn sie gleich hinter dem „Waffenschmied“ und „Wildschütz“ zurücksteht, vom „Czar und Zimmermann“ gar nicht zu reden. An die „Opernprobe“ einen rücksichtslos hohen Maßstab zu legen, vermeiden wir um so lieber, als die komische Oper in Deutschland kläglich verwaist ist, daher jedem ihrer wenigen wackeren Pfleger ein schonendes Privilegium gebührt, ähnlich dem Beneficium competentiae des Schuldners im römischen Recht. Die Schwächen der Lortzing'schen Oper möchte ich nicht beschönigen, noch weniger unterschätze ich ihre Vorzüge. Wir wollen und können heute Lortzing nicht entbehren; kein großer Meister, ist er doch der letzte naive Operncomponist der Deutschen. Wie erquickend frisch klingt nicht gleich das erste Duett Adolph's mit dem Bedienten, wie zart die Tenor-Romanze „Ob ich dich liebe?“ Ich erwähne noch das Buffo-Duett zwischen Johann und dem Kammermädchen, endlich das Sextett und das Finale — zwei wirksam ausgeführte Ensembles, deren Hauptthemen uns schon in der Ouvertüre verrathen sind. So weiß uns Lortzing im Ganzen zwar nicht viel Neues zu sagen, aber das Alte sagt er mit gewinnender Heiterkeit, in fließender Rede. Die „Opernprobe“ ist Lortzing's letztes Werk; er schrieb es für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Berlin, an welchem er zuletzt, von Sorgen schwer bedrückt, als Capellmeister gewirkt hat. Einige

Monate nach seinem Tode (1851) gelangte die „Opernprobe“ zur Aufführung, um bald vom Repertoire wieder zu verschwinden. Erst in neuester Zeit ist das lebenswürdige kleine Werk gedruckt und an mehreren Bühnen mit Erfolg gegeben worden. Es ziemte und verlohnte sich, das Andenken Lortzing's auch bei uns wieder zu erwecken. In so guter Darstellung dürfte seine „Opern“ sich kaum irgendwo noch präsentieren haben. Voranprobe standen die Herren (Naval Adolph), (Demuth Johann) und (Hesch Graf). Die einzige halbwegs hervortretende Frauenrolle (Hannchen) sang Frau mit der an Forster ihr bekannten zierlichen Correctheit. Die Sängerinnen und Michalek, die Herren Baier und Frey Felix wußten ihren bescheidenen Rollen die beste Seite abzugewinnen. Daß am Dirigentenpult saß, brauchen wir eigent Mahlerlich nicht zu erwähnen; dirigirt er doch unermüdlich jeden Abend. ...

„Welch ganz anderen Einfluß,“ schrieb Saint-Saëns vor fünfzehn Jahren, „könnte unsere französische Schule gewinnen, wenn unsere jungen Musiker sich entschlossen, weite Reisen zu unternehmen und während einiger Jahre Pionniere der französischen Kunst zu werden!“ Diesen Wunsch ihres Meisters erfüllen jetzt die Herren und Rabaud . d'Ollone Ob ihre Missionsreise bei uns bleibende Erfolge zurücklassen werde, steht dahin — jedenfalls ist ihre Bemühung, ihr persönliches Eintreten von dem Publicum auf das wärmste anerkannt worden. Ihr zweites Concert begann mit den bereits zu französischen Halbclassikern gediehenen Componisten César und Franck . Es Saint-Saëns schloß mit und Lalo, Führern der neuesten Bruneau Schule, wenn man das noch eine Schule nennen darf. Franck's D-moll-Symphonie ist wol das beste unter den von Rabaud und d'Ollone dirigirten umfangreichen Werken. Die Aufführung von Franck's „Seligkeiten“ gab mir vor Kurzem Anlaß, ausführlich von diesem in Mühsal und Bescheidenheit verloschenen Tondichter zu sprechen. Heute genießt er in Frankreich eine posthume Verehrung, die vielleicht über das richtige Maß schon hinausstrebt. Seine Symphonie imponirt als ein Werk von starker ehrlicher Ueberzeugung und bedeutendem Können. Nirgends ein eitles Berechnen äußeren Erfolges, überall der Ausdruck geprägter Individualität. Daß diese gar zu frei und willkürlich waltet im Rahmen der Symphonie, ist nicht zu verhehlen. Wo den Componisten ein Motiv, eine Figur gerade fesselt, da läßt er träumend, schweifend, phantasirend sich ergehen, ohne Rücksicht auf die Proportionen des Ganzen. Franck's Symphonie ist dreisätzig. Im ersten Satze wechseln unablässig das Largo der Einleitung mit dem Allegro; der Hörer kommt zu keiner einheitlichen Stimmung, das Stück nicht zum geraden Emporwachsen. Der zweite Satz vereinigt in ähnlichem Wechsel Andante und Scherzo; aus ersterem klingt viel Zartes und Inniges. Mit einem kräftigen Allegro-Thema setzt das Finale ein, um aber fortwährend zu Reminiscenzen aus den beiden früheren Sätzen zurückzugreifen. Zu viele Motive lösen einander ab; über ihnen herrscht allerdings ein die ganze Symphonie durchziehendes Hauptthema leider nicht plastisch, nicht charakteristisch genug, um in all seinen Verkleidungen und Verbindungen erkannt zu werden. Diese Unruhe erzeugt im längeren Verlaufe Monotonie und diese Monotonie wieder Unruhe im Zuhörer. Die Instrumentirung deutet vielfach auf Beethoven; sie hält sich abseits von der Klangspielerei wie von dem Getöse der jungen französischen Symphoniker. Nur im ersten Satz fällt die starke Verwendung des Bleches auf; die Baßposaune unterstreicht da jedes einzelne Wort, das der Autor spricht.

Von bekamen wir abermals ein Saint-Saëns größeres Werk zu hören: sein Clavierconcert in C-moll. Es ist dem um die Einführung dieses Componisten hochverdienten Professor Anton gewidmet und in Wien bereits bekannt. Der jüngst gehörten C-moll-Symphonie, in welcher Saint-Saëns sich gewaltsam höher streckt, als er gewachsen ist, ziehe ich das Clavierconcert ohneweiters vor. Die Rücksicht auf den Pianisten, der doch glänzen will, hält hier den Componisten von gelehrtem Dunkel und schweren Complicationen zurück. Der Clavier-Virtuose Saint-Saëns bietet hier dem Tondichter die rettende Hand. Seinem feinen, erfinderischen Talent für Clavier-Effecte ver-

dankt das C-moll-mehr Leben und Farbe, als die Concert C-moll-Symphonie uns zu bieten hat. Allerdings sind auch hier die reizenden, geistreichen Nebendinge wirk-samer als die Hauptsache; die Geschicklichkeit größer als die Originalität und Fülle der Erfindung. Fräulein Clotilde spielte das sehr schwierige Concert Kleeberg mit vollendeter Sicherheit und Eleganz. Wie schön ausgebildet und der feinsten Schattirungen mächtig ist ihr Anschlag! Auch mit vier graziösen kleineren Solostücken von , Dubois, Fauré und Cécile Saint-Saëns entfesselte die liebenswürdige Künstlerin lang Chaminade anhaltende Stürme von Applaus.

Weiter bescheerte uns das Concert ein paar neue Orchesterstück von und Lalo, zwei Führern Bruneauder Wagner-Propaganda in Paris. Von Edouard Lalokennen wir in Wiennur ein Violoncell-Concertvon stark gepfeffelter Impotenz, das vor etwa 20 Jahren der Pariser Virtuose hier vortrug. So gut er das Stück auch gespielt hat, man Fischer gratulierte sich inbrünstig, wie es aus war. Lalo hatte 30 Jahre lang es zu keinem Erfolg gebracht. Erst am Abend seines Lebens lächelte ihm das Glück: seine Oper „Le roi d'Ys“, die er seit zehn Jahren fertig hatte, wurde angenommen und mit großem Beifalle aufgeführt. Er hat diesen Späterfolg nicht lange überlebt. Die Oper selbst kenne ich nicht, welche C. Bellaigue, „eines der fünf bis sechs Meisterwerke nennt, welche Frankreich in den letzten 25 Jahren hervorgebracht“. Die Ouvertüre hat mich wenig befriedigt. Und doch hat ihre Aufführung der ganzen Oper den Weg gebahnt! Die Einleitung, ein gefühlvolles Andante idyllischen Charakters, kann man, ohne dramatische Gebrauchsanweisung, musikalisch genießen; aber es dauert nicht lange, und ein beispielloser Spectakel von Blechinstrumenten und großer Trommel haut Alles zusammen. Ein ähnliches, noch derberes und unverständlicheres Orchesterstück ist das Vorspiel zum vierten Act der Oper „Messidor“ von Alfred . Bruneau Er gilt für den Feuerbrand unter den Pariser Modernen; schwört nur auf Wagner- und componirt nur Zola. Drei Opernstoffe hat dieser Dichter Herrn Bruneaugeliefert: „Le“, „rêve L'Attaque de moulin“ und „Messidor“ — durchaus Stücke, die in der Gegenwart, im modernen Costüm und höchst realistischer Prosa spielen. Das „Prélude“ aus „Messidor“ will uns mit derselben Schlinge fangen, wie die Ouvertüre von Lalo: es beginnt ganz menschlich, ja zart und idyllisch. Aber traue dem Niemand! Das Schäferspiel überspringt unversehens in ein Schlachtgetümmel und tobt mit Trompeten und Posaunen, mit Becken, großer und kleiner Trommel, daß uns Hören und Sehen vergeht. Einen musikalisch genießbaren Kern wird schwerlich Jemand herausfinden. Das heutige musikalische Frankreich ist ins Extrem gerathen. Der Geist der franen Prosa, Poesie und Musik war ehemals Klarheit und zösisch Logik — mitunter bis zur erkältenden Nüchternheit. Jetzt herrscht dort das Gegentheil, und unser wagnerisches junges Deutschland ist von den Franzosen weit überholt. Wir möchten diese an einen ihrer eigenen Classiker, an Diderot, erinnern. Von ihm ist der Ausspruch: „Le goût de l'extraordinaire est le caractère de la médiocrité. Quand on désespère de faire une chose belle, naturelle et simple, on en tente une bizarre.“